



Ein Leben für Kamerun

Aus dem Leben der Schwester Elise Schoch



Schwester Elise Schoch

* 8. August 1896

† 11. November 1936

Ein Leben für Kamerun

Bild des Umschlages:
A m b a s s e b u c h t
(Ausblick vom Missionshaus in Viktoria)

Ein Leben für Kamerun

Züge aus dem Leben und Wirken
der Schwester Elise Schoch

Von
Maria Scherg



1937

Evang. Missionsverlag G. m. b. H., Stuttgart und Basel

Druck: Chr. Belser u. Co., Stuttgart

Sie sind schon weiß zur Ernte
Deine Felder,
o Gott,
und meine Seele so voll Sehnen,
hinauszugehn zur Arbeit in die Weiten.

Doch, so Du willst, daß ich als Weizenkorn
selbst ausgestreuet werde,
um durch Sterben
Dir Frucht zu bringen,
folg ich Dir mit Freuden.

Hilf nur dazu, daß meine Seele stille,
durch Leben oder Sterben,
Deinem Wirken
entgegen reife —
willig — auch im Leiden.

M. S.

„Ich will Dein
lebend, leidend, sterbend sein“

I.

„Wohl wußte ich, daß mein Leben frühe ein Ende haben werde, aber daß ich so schnell am Ziele sei, das ahnte ich doch nicht. . .“ Von diesen Worten, die Schwester Elises Abschiedsbrief an ihre Nächsten entnommen sind, fällt ein erhellendes Licht auf ihr gesamtes, einem klaren Ziel zustrebendes Leben und Wirken. Ein Leben, über das sie selbst, als eine Sterbende, unter unsäglichen körperlichen Schmerzen, schreiben konnte: „Es war so reich, so reich und schön, daß ich es voller Dank in Gottes treue Vaterhände zurückgebe. . .“

„Christus war ihr Leben,“ durfte Missionar Ittmann an ihrem Sarge bekennen, — „die ihr in Christus gewordene Gottesliebe machte sie so reich, daß sie von wahrer Gegenliebe überströmte. . . . Damit wurde auch all ihr Dienst an Menschen zugleich ein Zeugnis von dem Herrn, der in ihr lebte und der die Quelle ihrer Kraft war. Sie hat nicht viel ‚gepredigt‘; ihr Dienst und ihr Leben hat besser geredet als viele Worte. . . .“

Und der eingeborene Evangelist Molindo mo Njombo fügt diesem Zeugnis dankbaren Herzens hinzu: „. . . Sie hat gesucht, den Kranken und Elenden unseres Volkes zu helfen. So viel Tränen hat sie getrocknet, so viele Wunden geheilt. . . . Ihr war

kein Weg zu weit, keine Hütte zu klein, keine Nacht zu dunkel. . Sie hat all ihre Fähigkeiten und Kenntnisse in den Dienst dessen gestellt, der kam, nicht um sich dienen zu lassen, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele. In seiner Nachfolge hat auch Schwester Elise ihr Leben dahingegeben. . .“

Deutlich wahrnehmbar zeigen sich in diesem nun abgeschlossen vor uns liegenden Leben Gottes Führungen. „Ich war noch ein Kind, als die Liebe zur Mission in mir erwachte,“ schreibt Schwester Elise in ihrem — 1924 in Basel eingereichten — Lebenslauf. Und verfolgen wir die göttliche Linie der Erweckung und Berufung bis in ihre frühe Jugend zurück, so taucht ein Abend in ihrem heimatlichen Kirchlein vor uns auf, der für sie zu großer, im Grunde entscheidender Bedeutung werden sollte. Der starke Eindruck, den sie während des Vortrages eines aus Indien zurückgekehrten Missionars empfängt, vertieft sich zu einem Ruf in ihr, selbst mitzuhelfen am Missionswerk.

Sie äußert sich selbst hierüber: „. . . Wie gerne hätte ich mit-
helfen wollen — aber wie konnte ich das? Geld, um die Sache der Mission zu unterstützen, hatte ich keines. Ich wollte beten für alle die, die draußen in der Arbeit standen. Und schüchtern klang es nun in meinem Innern: selber gehen! Doch das ging nicht, denn für mich hieß es für lange Zeit in der Familie tüchtig arbeiten und mitsorgen für meine jüngeren Geschwister. So hatte ich's meiner sterbenden Mutter versprochen. . .“

Eine unbeschwert sonnige Jugend war es allerdings nicht, die Elise Schoch, als ältestes von 6 Geschwistern, auf dem väterlichen Bauerngut bei Bauma*) verleben durfte. Das langwierige, schmerzvolle Leiden der geliebten Mutter mochte schon manchen

*) Kanton Zürich.

Schatten auf ihr junges Leben geworfen haben. Und dann legte sich erst recht nach dem Heimgang der Mutter auf die Schultern der knapp Zwölfjährigen noch ein Teil der Verantwortung und der Pflichten im Haushalt, die selbst des Vaters und der beiden Großmütter helfende Hände ihr nicht abzunehmen vermochten.

Ernst und verantwortungsvoll war auch der Beruf, den sich dies früh gereifte Menschenkind im Herzen erwählte. Noch am Schmerzenslager der Mutter hatte Elise Gelegenheit gehabt zu erfahren, wie wohlthuend der Dienst einer Krankenschwester sei. Damals erwachte ein Sehnen in ihr, selber einst schwer Leidenden als Schwester helfen und beistehen zu können. Sie erzählt, daß ein frohes Aufleuchten in den Augen der Mutter, der sie sich anvertraut, ihren Entschluß gesegnet habe. Doch mußte er noch Jahre hindurch ihr wohlgehütetes Geheimnis bleiben. — In eben diesen nun folgenden Jahren lernt Elise eine große Lektion in Gottes Hochschule: ihre Arbeit fröhlich zu tun und von eigenen Wünschen mehr und mehr zurückzustehen. Doch kommen auch Tage, an denen ihr die Aufgaben zu Hause fast zu schwer erscheinen wollen und wo sie sich selbst immer wieder an das Versprechen, das sie der sterbenden Mutter gegeben, erinnern muß.

Unterdessen hat sie zwei Jahre lang die Sekundarschule ihrer Heimatgemeinde besucht, und zu ihrer großen Freude bewirken die Bitten ihrer Lehrer, daß ihr vom Vater noch ein drittes Lernjahr zugestanden wird. Bald ist auch dieses beendet, und mit tiefem Weh im Herzen muß sie nun sehen, wie ihre Klassen-genossen frei sind, eine Berufslehre anzutreten oder höhere Schulen zu besuchen, was sie selbst so brennend gerne getan hätte. Innerlich aber wird es ihr allmählich klar, daß gerade dieser Weg, der sie frühe in Verzicht und Einsamkeit führte,

Gottes Gnadenweg mit ihr sei. Durch manches Sterben um sie her wird ein Heimweh in ihr geweckt, das ihren Blick sanft nach oben zieht, ihr Sehnen und Beten vertieft und sie vor allem den Einen unverlierbar finden läßt, der ihr in Liebe suchend nachgegangen: Jesus.

Zimmer noch hofft sie auf die Erfüllung ihres Herzenswunsches, Krankenschwester werden zu dürfen, noch aber ist sie daheim nicht entbehrlich. So nützt sie die Wartezeit eifrig aus zum Erlernen der italienischen und französischen Sprache und zur Teilnahme an hauswirtschaftlichen Kursen. Auch der Gedanke an die Mission läßt sie nicht mehr los, doch muß sie später gestehen, daß es damals noch ein selbstsicheres Wollen zum Dienste gewesen sei. Nach Jahren erst geht ihr die Erkenntnis auf, daß es völlig unverdiente Gnade sei, wenn ein Menschenkind, trotz all seiner Schwächen und Gebrechen, von Gott gebraucht und immer tiefer in seinen Dienst hineingeführt werde.

Im September 1919 kommt es dann endlich zu einem Anfang der Verwirklichung ihrer Lebenspläne. Eine ihrer jüngeren Schwestern ist nun so weit, daß sie die Arbeit daheim übernehmen kann, und so steht Elises Anmeldung zu einem Jahreskurs im Schwesternhaus vom Roten Kreuz in Zürich nichts mehr im Wege. Zunächst tritt sie dort, dem Willen ihres Vaters gemäß, nur als externe Schülerin ein. Sie selbst will nach der Lehrzeit frei und an keinen Verband gebunden „in die Welt hinausstürmen. . .“

Ganz anderer Art aber waren Gottes Gedanken über ihr, und wunderbarlich der Weg, auf dem er diese seine Gedanken zur Ausführung brachte. In ihrem Lebenslauf läßt uns Schwester Elise einen tiefen Blick tun in das verborgene, vorbereitende Wirken seines heiligen Willens mit ihr gerade während des

nun folgenden Lebensabschnittes. Ihre eigenen Worte mögen darüber zu uns sprechen:

„. Wie glücklich machte mich mein Beruf! Schon zwei und einhalb Jahre lagen hinter mir. Zwei Jahre davon hatte ich im Kantonspital Winterthur gearbeitet und hatte abwechselnd auf der chirurgischen und der medizinischen Abteilung tätig sein dürfen. Es war Frühjahr, und ich dachte daran, im Herbst das schweizerische Krankenpflege-Examen zu machen, und eifrig betrieb ich die theoretischen und praktischen Vorbereitungen darauf. Da — mitten während all dem Hasten und Treiben, Wünschen und Wollen, besiel mich eine Krankheit und führte mich weg, — weg aus Arbeit und Schwesternkreis, in die ungewollte Stille, ins Alleinsein. Es war ein Scharlachfieber, das mir zum Segen werden sollte. — Über diese Tage und Wochen, über die Nächte voll Kampf und Herzensnot will ich lieber nicht schreiben. Die langen, dunkeln Nächte, sie zeigten mir deutlich, wie mein bisheriges Leben, von dem ich geglaubt, ich hätte es Gott und meinen Mitmenschen gelebt, voll von selbstgefälliger Eigenliebe gewesen war. — Wie lange hat es doch gedauert, bis das ‚Ich‘ sich vertrauend und gläubig beugen lernte und sich nicht mehr selber seinen Weg bahnen wollte!“

Nach ihrer Genesung steht Schwester Elises Entschluß fest, sich als „interne“ Schwester in den Verband des Hauses aufzunehmen zu lassen. Wohl forderten seine Statuten, daß sie nun noch zwei volle Jahre zu arbeiten habe, um als reguläre Schwester anerkannt zu werden, doch das schreckt sie nicht ab. Im Gegenteil; ihr Herz bricht in den hellen Jubelruf aus: „O Wonne, — da ich glaubte, gebunden zu werden, da wurde ich frei!“ —

Hatte Gott in den Tagen der Krankheit tief ernst zu ihrer Seele gesprochen, so kam jetzt eine Zeit, da er „freundlich mit ihr

reden" konnte. Die einsam stille Welt der Kranken im Kinderhaus des Sanatoriums Wald war es, die Schwester Elise, nach bestandnem Examen, als erste Arbeitsstätte erwartete. Von hier aus reichte sie, in innerer Gewißheit ihrer Berufung zum Dienst in der Mission, mit verständnisvoller Billigung ihrer Oberin, ihre Bewerbung in Basel ein. Und von dort kam als Antwort ein „Ja“.

Die kurze Darstellung ihres Lebenslaufes bis zu diesem entscheidenden Wendepunkt schließt mit den Worten: „Jetzt darf ich in Glückseligkeit seinen Weg gehen!“ .. Und ein Gottesweg der Freude ist es in Wahrheit, der sie nun durch das Schwesternhaus der Frauenmission, und nach kurzer Zeit schon zu geburtshilflicher Ausbildung ins Basler Frauenspital führt. Reich an Anregung und Freude sind auch die sechs Wochen Lernzeit, die sie im Heim der China-Inland-Mission in London zubringen darf, wo sie sich die notwendigsten Sprachkenntnisse im Englischen erwirbt. Über all diesem konzentrierten Arbeiten fliegt der Winter 1926/27 nur zu schnell dahin. Und die nach langer Pause wieder aufgenommene Schwesternarbeit auf den afrikanischen Feldern drängt auf baldige Ausfendung der ersten Missionarinnen. So findet das Frühjahr 1927 Elise Schoch und mit ihr noch drei Kursus-schwesteren zur Ausreise nach Kamerun bereit. —

Im Kirchlein von Bauma soll Schwester Elises Verabschiedung stattfinden. Nun vereint ein doppelt festlicher Palmsonntag ihre nächsten Angehörigen und viele freudig herzuströmende Gemeindeglieder mit ihr zu der stillen Feier. Und in dem gleichen Raum, in dem Gottes Ruf zum erstenmal an ihr Kinderherz gedrungen, erhebt sich nun ihre schüchterne Stimme, um ein erstes öffentliches Zeugnis abzulegen von dem, der sie zum Dienst berufen. Leicht war ihr der Entschluß hiezu nicht

gefallen. — „Herr Inspektor Dettli wünscht, daß ich auch etwas sage,“ hatte sie, noch von London aus, in einem ihrer Briefe geschrieben, — „ich kann nur darauf vertrauen, daß Jesus mir die rechten Worte schenken wird. . . Es werden viele für mich beten, das macht mich so froh!“ . . Und so steht sie nun in ihrem schlichten und doch so schönen Dienstkleide neben der Kanzeltreppe und ihr ganzes Wesen spricht wohl noch herzbezwingender zu den Lauschenden, als ihre einfachen Worte es tun.

Abschiedsstunden — auch im Missionshaus in Basel. — Am Dienstag der Karwoche 1927 stehen die vier für Kamerun bestimmten Schwestern vor ihrem Direktor, der über Elise Schoch die Einsegnungsworte spricht, die sich bald in ihrem Leben und Sterben wunderbar erfüllen sollten: „Jesus Christus, dein Herr, erfülle dich mit seinem Heiligen Geiste, damit du im Glauben und in der Gemeinschaft mit ihm **d e i n L e b e n v e r l i e r e n** kannst. Daß er dir eine brennende Liebe schenke zu den ärmsten und elendesten unter den Negern, damit du in der Hoffnung auf seinen Sieg allezeit deine Augen aufheben kannst in getroster Zuversicht. . . Daß dich nichts zu scheiden vermag von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn . . .“

Am Samstag vor Ostern besteigen die zusammen ausreisenden Kamerunschwestern in Marseille das Schiff, das sie, zunächst durch stürmische See, dem fernen Ziel ihrer sehnsüchtigen Wünsche und Gedanken entgegenzutragen bestimmt ist.

II.

Für die innere Einstellung, aus der heraus Schwester Elise an ihre Arbeit in Buea und später in Viktoria ging, hat ihre Hausmutter, Fräulein Johanna Knabenschuh, das bezeichnende

Wort gefunden, wenn sie darüber schreibt: „. In dem Lichte der kommenden Königsherrschaft Jesu Christi sah die junge Missionschwester ihren Arbeitskreis, sah sie die elenden schwarzen Weiblein mit ihren Kindern, die sich vom ersten Tage an vor dem Missionshaus einstellten, um Medizin zu empfangen oder ihre Wunden verbinden zu lassen. . .“ Und weil sie diese Armen im Lichte der Königsherrschaft Jesu sah, konnte sie mit einem an seiner Liebe entfachten Erbarmen an jedes einzelne verkümmerte Leben herantreten, um es dunklen Mächten des Aberglaubens, ja, teuflischen Gewalten abzurufen für das Reich Gottes.

Alle Morgen füllt sich ihr Sprechzimmer mit Mühseligen und Beladenen jeden Alters. Siehe, durch Zaubermittel gequälte Kinder werden von ihren Müttern herzugebracht; fressende Tropengeschwüre und steife, schmerzende Glieder bieten sich immer wieder ihren Blicken dar; wahre Jammergestalten hocken, Hilfe suchend, um sie herum. Doch nicht genug mit solcher Helferarbeit bei Tage, es klopfen auch bei Nacht Boten an, die Schwester Elise, oft auf weiten und mühsamen Wegen, zu einer jungen schwarzen Mutter rufen, der sie in ihrer schweren Stunde beistehen soll. Und dort, in den alten, baufälligen Hütten, in Stunden der Not, wo so manche Schuld offenbar wird, lernt sie diese im Heidentum Gebundenen lieben und verstehen.

Ein Bericht aus Schwester Elises Feder mag hier eindringlicher sprechen, als jede Schilderung, sowohl ihrer Aufgaben, als auch der sie umwogenden Nöte, es zu tun vermöchte.

„Es war Samstagabend. Ich schickte mich an, in Gedanken dem heimatlichen Glockenläuten zu lauschen und alle die zu grüßen, die vielleicht gerade um diese Zeit auch ihre Wochen-

arbeit niederlegten und Blick und Sinnen in die Ferne sandten. Ein Klopfen an meiner Türe rief mich zurück. Herein trat Maria, eine unserer Christenfrauen, und bat mich, ihr sofort zu folgen, um einer Nachbarnsrau in ihrer schweren Stunde zu helfen, denn dieselbe liege schon lange in Schmerzen, und all ihre Versuche, auf einheimische Weise dies zu tun, wären erfolglos geblieben. Darum schnell das Nötige eingepackt. Frä. Heiser begleitete mich. Es war schon dunkel, als wir am Marktplatz des Dorfes vorüberschritten. Das Treiben des Tages war erstorben. Nur vereinzelte Gestalten kauerten im werdenden Dunkel und schauten erstaunt und fragend auf unsern Weg. Sie mußten ja wohl wissen, zu welcher Hütte er führe. Was aber unsere Ledertasche enthalte, darüber konnten sie sich kein Bild machen.

Und jetzt die Hütte. Ich vermutete sie voller Menschen und war erstaunt, nur etliche Frauen und ein Kind vorzufinden. Auf dem Erdboden, am qualmenden Feuer, hockte ein stöhnendes Etwas — die Frau, zu der wir gerufen wurden. Erst hieß es, sich in der Hütte umsehen, um seine Anordnungen treffen zu können. Da sie einem Mann aus dem Stamm der ‚Basa‘ und nicht der ‚Bakwiri‘ gehörte, war sie auch nach dessen Stammesart gebaut und folglich in etliche Räume geteilt. Die Wände waren mit Matten behängt. Selbst am hellen Tage mußte es hier dunkel und schwül sein, denn nur durch eine schmale Türe konnte etwas Luft und Licht eindringen.

Wir zündeten unsere Laterne an und richteten uns ein für eine lange, bange Nacht. Stunde um Stunde verrann. Damit sie nicht zu einsam und zu lange wurden, turnte und hüpfte es lustig über, um und neben uns her. Es waren mächtige Ratten, die hier ihr nächtliches Spiel trieben. Unsere Laterne spendete nur das notwendigste Licht. Es war, als ob all ihr Flackern und

Brennen in der schweren Dunkelheit umsonst gewesen wäre. Im Stillen mußte ich unsere heimatlichen, wohleingerichteten Spitåler mit diesem kleinen, dunkeln Winkel vergleichen, wo sich kaum ein Plåtchen fand, meine Instrumente hinzulegen und wo überall alles voller Schmutz war. Und nebenan qualmte ständig ein Feuer. Sein heißender Rauch suchte sich einen Weg hinauszukommen. Ehe er aber zur Lüre gelangte, ließ er unsere Augen immer wieder sich mit salzigem Naß füllen.

Nach Mitternacht waren nur noch zwei Frauen bei uns, die andern hatten schon früher gefragt, ob sie schlafen gehen dürften. Mir war's recht so, denn mich dünkte, als ob sie mißtrauisch meiner Arbeit zugesehau hätten. Den Zweien, die zurückblieben, konnte ich eher kurz dies und jenes erklären. Endlich gegen Morgen schrie ein gesunder Knabe kräftig in die Nacht hinein. Nun wurde es auch in den Nachbarhütten lebendig. Mit viel Freude begrüßte groß und klein den neuen Stammesgenossen. Währenddem suchte ich in den Ecken der Hütte nach Lumpen und Fegen, das Kind einzuwickeln. Es war nichts, aber auch gar nichts hergerichtet. So bloß durfte ich dasselbe nicht daliegen lassen, denn mittlerweile hatte sich die Kälte der Nacht auch zwischen unsere Wände geschlichen. Ein altes, zerrissenes Tuch, das sich vielleicht vor langem einmal Wolldecke hatte nennen lassen, mußte herhalten, ein Bettchen zu werden. An einer Schnur hingen in buntem Durcheinander etliche Kleidungsstücke. Das Hemd des Vaters wurde weggezogen, Wickeltuch und Kittelchen in einem zu versehen.

Noch flimmerten die Sterne über uns, als wir beglückt und dankbar am Sonntagmorgen den Heimweg antraten. Gott hatte uns wunderbar durch das nächtliche Dunkel und dessen Aufgabe hindurchgetragen.

Nun folgten Tage frohen Hinwanderns zu diesem Ort. Das Kind gedieh, und der gänzlich unerfahrenen Mutter durfte ich zeigen, wie sie's behandeln müsse. Sie schien zwar wenig Interesse daran zu haben, denn sie war ja selber noch ein Kind. Um so dankbarer war der Vater für die Hilfe. Nach zwei Tagen erschien er bei mir im Zimmer und brachte zum Danke ein schönes Huhn und einen großen Jamsknollen.

Wie ich wieder in seine Hütte eintrat, saß er da mit trauriger Miene, den Kopf in seine Hände gestützt, und sagte: ‚Höre mal, immer, wenn du weg bist, kommen die Frauen alle aus den Nachbarhütten und machen mir Vorstellungen darüber, daß ich mein Kind ganz und gar nach der Art der Weißen behandeln lasse‘ – und dann zählte er mir all die Dinge auf, die ihre Stammesitte verlange. ‚Ja, was willst du nun‘, so fragte ich ihn. Da sagte er voll Vertrauen: ‚Ich weiß, daß bei den Weißen die Kinder nicht so häufig wegsterben wie bei uns Schwarzen, ihr versteht eben, sie zu pflegen, aber wir und unsere Frauen, wir wissen nichts, gar nichts. Darum bitte ich dich, komm jeden Tag zu uns, bis mein Friedrich etwas größer geworden ist, damit er gesund bleibt.‘ Noch ahnte ich ja nicht, wie tief der Haß und Groll etlicher seiner Stammesgenossen dem vor mir Sitzenden gegenüber war, darum, daß er es wagte, sein Kind etlichen wirklich albernem, aber althergebrachten Prozeduren zu entziehen. Er mußte mehr davon wissen, denn ganz ängstlich sagte er: ‚Sie werden wieder kommen, mich zu plagen und auf mich einzustürmen, wenn du weggegangen bist.‘

Am Freitagabend, kurz vor Einbrechen der Dunkelheit, stand er erregt vor seiner Türe und berichtete: ‚Du, mein Kind ist krank, ich glaube, sehr krank; komm und sieh, denn es schreit den ganzen Tag.‘ Und wirklich, der Kleine war nicht so munter wie

sonst. Auf mein Befragen, ob er irgend etwas Unerlaubtes zu trinken erhalten habe, sagte die Mutter ‚nein‘, und der Vater erklärte, er wisse es nicht, er sei am Vormittag auf dem Markt gewesen und wie er heimgekommen sei, hätte das Kind unruhig geschrien. Noch wollte ich's nicht glauben, was mir nachher zur schrecklichen Gewißheit wurde.

Am andern Morgen lag unser sonst so munterer Friedrich zuckend da — alle Erscheinungen einer Vergiftung waren vorhanden. Soweit ging der Haß und die Rache derjenigen, die es nicht verstehen wollten, daß hier ein Kind nicht nach althergebrachten Sitten und Gebräuchen besprochen und behandelt wurde. War es die gewissenlose Tat eines Zauberers oder irgend eines Medizinmannes, der seine Macht, seinen Einfluß aufs neue befestigen wollte, oder eines hinterlistigen Nachbars, der in einem unbewachten Momente hier sein mörderisches Handwerk getan? Und damit nicht genug. Abends kam mir der Vater entgegen mit den Worten: ‚Nun hab' ich doch Hilfe bei meinen Landsleuten gesucht und habe einen Mann hergerufen, der Medizin brachte — weißt du, alle, alle drängten mich, bis daß ich's tat‘ — sagte er wie zur Entschuldigung. Und worin bestand diese Medizin, diese Hilfe? Mit einem Messer war auf dem Rücken des Kindes auf der einen Hälfte Riß um Riß gesetzt, um dort die Krankheit herauszulassen. All diese Einschnitte waren dick mit einem schwarzen Pulver bestreut — der Medizin, die auf diesem Wege in den Körper eindringen sollte.

Hier hatte ich nichts mehr zu tun. Das Kind lag in den letzten Zügen — ein Opfer der heidnischen Finsternis. Schwer legte es sich auf meine Seele, denn wer da mit frevelnder Hand ein Leben in den Tod gewürgt, der konnte auch anderswo sich so in meine Arbeit mischen.

Raum war ich auf der Missionsstation wieder angelangt, als vom Dorfe her Totenklage ertönte, sie galt dem kleinen Friedrich. Das dabei übliche Jammern und Heulen schnitt mir heute besonders tief ins Herz. Und dennoch — auch über dem schweren Erleben der letzten Tage stand die tröstliche Verheißung: „Und die Heiden werden in deinem Lichte wandeln.“ Auch hier wird, trotz Nacht und Finsternis, der Allmächtige selber sein Reich bauen, und wird sie herrufen, die heute noch ferne von ihm sind.“

Wer dies eine aus unzähligen herausgehobene Bild und den darin enthüllten Jammer zu sich hat reden lassen, wird verstehen können, wenn Schwester Elise immer wieder auf das Kinderelend in Afrika hinzuweisen bemüht ist. So auch in einem Bericht für die internationale Kinderhilfe in Genf. Sie schreibt da:

„Wer durch Kamerun gegangen und mit dem Volk in nähere Berührung gekommen ist, der kann von verschiedenen Nöten, in die er hat blicken müssen, erzählen. Wer dort draußen von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte gewandert ist, um die Kranken zu besuchen und zu behandeln, dem muß eine dieser vielen Nöte ganz besonders auf dem Herzen brennen: das ist die Not des Kindes. . . Man muß in die um Hilfe flehenden verzweifelten Augen der Mütter und der Väter geblickt haben, um besser zu verstehen und um es zu wissen, daß das Leiden des kranken Kindes von seinen Eltern nicht gewollt ist, auch wenn diese leider immer wieder große, aber unbewußte Schuld daran tragen. Nein, in der Angst, in der Sorge und im brennenden Verlangen, dem Kinde zu helfen, werden ihm solche Qualen zugefügt.“

„Die Regenzeit, die bei uns in Buea viel heftiger, dunkler und nebliger ist als unten im Tiefland, fordert jedes Jahr ihre Opfer unter den Kindern. Notdürftig genug haben unsere Bak-

wiri ihre Hütten errichtet. Viele sind nur aus Stecken und dünnen Blättern gemacht, und selten trifft man einmal eine an, die nicht reparaturbedürftig ist, deren Dach und Wände keine schadhafte Stellen aufweisen. Meistens enthalten sie nur einen Raum, der Koch-, Wohn- und Schlafraum der ganzen Familie in einem bietet. Ja selbst die Haustiere, Kühe, Hühner und Hunde haben hier jederzeit freien Eintritt. Da, mitten hinein in dieses Leben und Treiben, werden unsere Kleinen geboren, und es fehlt ihnen beim Eintritt in dieses Leben auch wirklich am Nötigsten, das sie vorfinden sollten.

Mag es noch so neblig und kühl sein, das Neugeborene wird kalt gebadet, ohne nachher abgetrocknet zu werden. Wohl sitzt die Mutter oder eine Stammesverwandte mit ihm in der Nähe des Feuers, das jahraus jahrein in diesen Hütten zwischen drei Steinen raucht und qualmt. Dies Feuer vermag wohl das Körperchen einerseits zu durchwärmen, andererseits kann es aber nicht verhindern, daß ihm von außen durch die Türöffnung und nur zu oft durch die Löcher im Dach unliebsame Abkühlungen gebracht werden, denn vollständig nackt liegt es da. Darum erliegen so häufig die Kleinen in den ersten Tagen ihres Lebens Erkältungskrankheiten.“

„. . . Es ist ein Regentag, wie ihn nur die Tropen haben können. In großen Mengen klatscht prasselnd der Regen hernieder, und wer nicht etwas Dringendes zu besorgen hat, ist froh, sich diesem nassen Element nicht aussetzen zu müssen. Wer kommt aber dort die Anhöhe herauf und steuert in höchster Eile unserm Hause zu? Es ist eine Frau, die ein Kind auf den Rücken gebunden trägt. Notdürftig sucht sie sich mit einem Bananenblatt vor dem heftigen Regen zu schützen. Was treibt sie bei diesem Wetter zu mir? Schon von weitem winkt sie mir und

deutet mit ihrer Hand auf den Rücken, auf ihr Kind, ein etwa vierjähriges Mädchen, das ganz durchnäßt und schlaff da hinten hängt. Der Anblick des Kindes erschreckt mich. Sein Körperchen ist glühend heiß, die Pulse fliegen, kurz und keuchend geht der Atem. Es muß eine heftige Lungenentzündung sein, die das sonst so lebhafteste Kind derart verändert hat. Was hilft es, der Mutter Vorstellungen darüber zu machen, wie sie durch solch unvorsichtiges Vorgehen der Kleinen Kranken den Tod bringen kann? Das kann sie nicht verstehen. Dieser Kinderkörper ist ja so glühend heiß, da muß ihm die Abkühlung, die der Regen bringt, bloß gut tun! Und dann wollte sie ja auch schnelle Hilfe für ihr Kind, und ist deshalb in höchster Eile mit demselben zu mir gekommen, um Medizin zu holen.“ — —

„. Groß ist die Kindersterblichkeit in Kamerun,“ klagt Schwester Elise, „doch das ist gewiß, daß viele dieser Kleinen am Leben bleiben dürften, wenn ihre Mütter sie zu behandeln wüßten in gesunden und kranken Tagen.“

Es war für sie ein unsagbarer Schmerz, immer wieder sehen zu müssen, wie so völlig unausgerüstet und hilflos die Kameruner Frauen vor den Aufgaben ihres Mutterberufs standen, und wie sie in ihrer Unwissenheit dahinlebten, gebunden durch Aberglauben und Heidentum. Da stand ihr nun von Anfang an das als ein hohes und heiliges Ziel vor Augen, diese oft so gleichgültigen Frauen aufzuwecken und sie zu wahren Müttern zu erziehen. Je mehr sie aber bei solch liebendem Bemühen ihren Schutzbefohlenen näher kam, desto köstlicher erschienen ihr die sich ergebenden mancherlei Möglichkeiten, sie auch seelsorgerlich zu betreuen. Wie oft wurde es ihr geschenkt, junge Mütter in Stunden des Herzeleids aufzurichten und mit den Traurigen als eine zu reden, die sich mit ihnen unter ihre Last stellte.

Einige Erlebnisse dieser Art seien hier mitgeteilt:

„Mit hilfeschendenden Blicken brachte mir Monjoa ihren dreijährigen Jungen. ‚Es ist mein letztes Kind, hilf ihm!‘ so bat und flehte sie. ‚Fünf Kinder sind mir gestorben; soll ich nun auch mein letztes noch hergeben?‘ jammerte sie immerzu und konnte es nicht begreifen, daß ich nicht sofort zur Arzneiflasche griff und dem Kranken daraus zu trinken gab. Monjoa war Heidin und als solche hatte sie ihrem Kinde ein Bündel um den Hals gehängt, das sie bei einem ihrer Medizinmänner als wirksame Medizin gekauft hatte. Und was hatte sie ihm nicht alles zu trinken gegeben! Und dennoch war der böse Husten immer stärker und unheimlicher geworden. Schon endigten dessen lang anhaltende, luftraubende Anfälle immer erst nach Blutbrechen. Es war der heimtückische Keuchhusten, der wie ein Bürger unter den Kindern unseres Gebietes umging und der auch diesen Kleinen da erfaßt hatte. Zu lange war er ohne helfende, lindernde Medizin geblieben, als daß ihm, menschlich gesprochen, noch hätte geholfen werden können. Dies mußte ich der Mutter natürlich erklären. ‚Ich hab’s ja immer gesagt,‘ so klagte sie; ‚aber mein Mann wollte nicht, daß ich zu dir käme. Er schickte mich dahin und dorthin, nur bei euch Christen ließ er mich nicht Zuflucht nehmen.‘ Ob sie nicht viel lieber bei unserem Gott als bei uns Zuflucht nehmen wolle, fragte ich die trostlose Frau. Doch darüber wurde sie nur noch trauriger, und kopfschüttelnd erwiderte sie: ‚Sag nichts, sag nichts davon — ich habe ihn ja verlassen. Einmal war ich in seiner Nähe, vor Jahren, als ich im christlichen Taufunterricht war; aber der Mann, den ich dann heiratete, hat mich ins Heidentum zurückgezogen.‘ Und jetzt will dich unser Gott wieder zu sich ziehen. Er spricht zu dir durch Not und Leid — — höre auf seine Stimme.‘ ‚Ja, ich will es ver-

suchen, aber jetzt laß mich gehen.“ Sie wollte es ja nicht glauben, daß ihr letztes Kind ihr auch bald entrisßen würde.

Eine Woche später stand sie abends gerade vor Dunkelwerden wieder da. Diesmal allein; ihr Letztes lag begraben. Groß war ihr Schmerz, aber noch größer wurde er gemacht durch das, was nun von ihr verlangt wurde. ‚Sieh,‘ sagte sie, ‚ich darf ja gar nicht um mein Kind trauern und in Gedanken noch bei ihm sein. Seit Tagen sitzt unsere ganze Verwandtschaft zusammen zur Totenklage — aber sie weiß nicht um mein tiefes Leid; sie will nur immerzu essen, und ich muß kochen, kochen, um all die vielen Mäuler zu befriedigen. Länger halte ich es nicht mehr aus; morgen gehe ich weg zur entfernt wohnenden Schwester meiner Mutter. Sie ist Christin und bei ihr werde ich stille sein und trauern dürfen um mein Kind. Und dann noch etwas: Mein Herz möchte nun wieder vom lebendigen Gott regiert werden; sag du es ihm auch, daß ich zurückkehren möchte.‘ Dann ging sie weg und ich habe sie bis heute nicht wieder gesehen. Daß sie aber endgültig die heidnischen Bande durchbreche und, wenn auch in Schwachheit, doch ständig ihren Weg als Christin gehen möchte: das ist meine Bitte für sie.“

Und nun ein zweites Erlebnis:

„Katharina, eine unserer jungen Christenfrauen, war gestorben. Eine heimtückische Krankheit hatte sie in wenigen Tagen dahingerafft. Auf dem Wege, sie zu besuchen, traf mich die Kunde von ihrem Tode. Vom nahen Buschkirchlein der Basa tönten auch schon ein paar rauhe, kurzabgerissene Schläge. Sie kamen nicht von einer Glocke, sondern von einem Stück alter Eisenbahnschiene, das die Glocke ersetzen mußte. Sie sagten den Christen, die hier zerstreut wohnen, daß sie zum gemeinsamen Gebet in die Hütte der Toten kommen möchten. Der Hilfs-

lehrer, der dieses Gemeindlein freiwillig betreute, nahm es ernst mit seiner Aufgabe. Bis ich zu der Hütte hinkam, hatte sich schon eine Schar von Männern und Frauen um ihn versammelt, und er las ihnen das Lebens- und Auferstehungskapitel im ersten Korintherbrief (1. Kor. 15) vor. In ihrer Mitte lag die Verstorbene — ein Bild des Friedens und der Ruhe. Noch vor ein paar Tagen war sie gesund und frisch unter ihnen gewesen, und nun war sie dorthin gerufen worden, von wo es kein Wiederkommen gibt. Wohl saß hier das Häuflein traurig beisammen, lauschte aber doch aufmerksam und voll inneren Mitgehens und voller Hoffnung den Worten, die vorgelesen wurden. Es lag eine Weihe über dieser Trauerversammlung, die um so stärker empfunden werden mußte, als man sich unwillkürlich daneben das Jammern, das Heulen und Schreien bei den heidnischen Toten vorstellte. Der Mann der Verstorbenen war schon seit langer Zeit krank. Zum Skelett abgemagert, saß er vor der Hütte; er hatte kaum noch die Kraft, aufzusitzen. Neben ihm krabbelte sein zweijähriges Kind; erstaunt blickte es auf die immer noch neu Ankommenden. Warum wohl heute niemand Zeit hatte, auf sein Geplauder zu antworten? — — Armes Kind, du wirst in kurzer Zeit nicht nur mütter-, sondern auch vaterlos sein!

Bald faßte die kleine Hütte nicht mehr alle, die herzukamen, um ihren Verwandten und Stammesangehörigen zu zeigen, daß sie mittragen an dem schweren Leid, das sie getroffen hat. Sie alle sahen voll tiefen Ernstes auf die Tote, und es war mir ein Bedürfnis, ihnen zu sagen, was sie ja schon wissen mußten, daß auch sie einmal so daliegen würden, und sie zu bitten und zu mahnen, nicht zu zögern, sondern allen Ernstes Heil zu suchen in ihm, in dem wir leben, ob wir gleich sterben. —“

„Es war in der ärztlichen Sprechstunde. Strahlend saß Hanna unter den Kranken und wartete, bis ihre Nummer aufgerufen würde. Was sie wohl heute hatte? In einem freien Moment hatte sie mir zugerufen: ‚Ich bin nicht krank, ich komme bloß, um dir etwas zu sagen.‘ Was mochte es wohl sein? Öfters war sie in letzter Zeit bei mir gewesen, hatte sie mir doch ihre hoffnungslos kranke Schwester Berta gebracht. Es konnte ja nicht sein, daß es dieser besser ging und dies der Grund von Frau Hannas strahlenden Augen war. Jetzt trat sie ins Medizinzimmer. Ganz nahe kam sie an mich heran, und mit halblauter Stimme begann sie: ‚Meine Schwester ist gestorben, aber,‘ fügte sie gleich hinzu, als sie mein Erstaunen über ihr Fröhlichsein sah, ‚sieh, ich kann nicht weinen, denn sie starb so leuchtend. Ihr Gesicht war so glücklich und in der letzten Stunde kam unser Katechist mit einigen Christen, um Lieder der Freude und des Trostes zu singen. Sie ist zu Gott gekommen; ich weiß es. Aber ich wollte dir noch etwas sagen. Nun will auch ich wieder Ernst machen und auf dem Lebensweg wandeln; denn ich möchte einst so fröhlich sterben wie meine Schwester.‘ Wie sehr freuten mich diese letzten Worte, war doch Hanna ihres Wandels wegen seit langer Zeit aus der Gemeinde ausgeschlossen, und schon oft hatte ich sie ermahnt und gebeten, zurückzukehren. Was keine Worte vermocht hatten, das hatte das Sterben der Schwester bewirkt. Daß sie nun doch auf dem Wege bleiben möchte, den sie damals allen Ernstes betreten hat! —“

III.

Für den Aufbau der ärztlichen Arbeit in Viktoria — von deren bescheidensten Anfängen an — hat Schwester Elise sich mit Leib und Seele eingesetzt. Nach dem ersten Heimaturlaub kommen

ihr dabei die in Tübingen gemachten laboratorischen Studien sehr zu statten, und vor allem das, was sie in Zürich in einem zahnärztlichen Atelier erlernt hatte. Überaus nützliche und wertvolle Instrumente, sogar einen zahnärztlichen Stuhl, hat sie bei ihrer zweiten Ausreise mit sich führen können. Ihr Wunschzettel zu Weihnachten war ausschließlich mit Posten dieser Art besetzt gewesen. — So geht sie im Mai 1931, dankbar für die ihr neu geschenkten Kräfte, ihrer menschlichen Unzulänglichkeit wohl tief bewußt, aber auch inniger denn je im Glauben mit Gottes mächtigem Tun rechnend, wieder an ihre geliebte Arbeit draußen.

Den mancherlei Schwierigkeiten, die sich durch den Mangel an Räumlichkeiten in ihrer kleinen Poliklinik ergeben, weiß sie mit fröhlichem Mut und mit viel Geduld zu begegnen. So schreibt sie etwa ein Jahr nach ihrem Neuanfang in Viktoria:

„Der e i n e Raum, der mir für meine medizinische Tätigkeit zur Verfügung steht, ist dadurch, daß sich die Arbeit erweitert hat, einfach zu klein geworden. Er ist momentan alles in allem: 1. Vorratsraum für Medikamente und Verbandmaterial, 2. Laboratorium, 3. Sprech- und Untersuchungszimmer, 4. Behandlungsraum und 5. Zahnatelier . .“ — Ihre Beschreibung des „Warteraumes“ verdient ebenfalls, hier wiedergegeben zu werden: „. . Er hat weder Wände um sich, noch ein Dach über sich, da es unser Hof ist, in dem die Kranken warten. Dort werden jeden Morgen eine Anzahl Bänke hingestellt; nicht alle haben jedoch Platz unter dem vorspringenden Hausdach oder unter dem geringen Schatten des Mangobaumes, dessen Hauptäste beschnitten worden sind. So entsteht halt immer wieder ein edler Wettstreit darüber, wer sich im Schatten hinsetzen könne

und wer der Sonne ausgesetzt sein müsse. In der Trockenzeit läßt sich's ja immer wieder ausgleichen, aber für die Regenzeit haben wir noch keinen Warteplatz für das kranke Völklein, wo es geschützt wäre vor dem klatschenden Naß. . .“

An manchen Vormittagen sind es über 50 Patienten, die dort draußen mehr oder weniger geduldig warten, bis sie vorgenommen werden. Scharenweise strömen sie, Tag für Tag, herzu; schon ganz früh am Morgen steigen die ersten keuchend, pustend, hinkend den Stationsberg hinan.

Hier ein kleiner Ausschnitt aus dem Betrieb eines solchen Arbeitstages: „Es ist morgens acht Uhr. Seit halb sieben haben sie sich angesammelt unter dem Wellblechdach, die Frauen, die Kinder, die gern ihre Krankheiten los haben möchten. Am liebsten würden sie alle miteinander ins Sprechzimmer hereindrängen, um in corpore ihre Gebrechen vorzubringen. Dies zu verhindern, sind sie der Reihe nach mit Nummern versehen worden, und wer so glücklich ist, Nummer eins in der Hand zu halten, der sieht triumphierend auf die, die später kamen, deren Zahl ein langes Warten verheißt. Nicht daß sie alle lesen könnten, nein, bewahre, aber sie lassen sich ihre Zahl sagen von meinen Helferinnen, zwei Schülerinnen der Mädchenschule von Viktoria, die sich beim Verteilen der Nummern vorkommen, als ob sie Königreiche zu vergeben hätten. . . Sind es zwei, die zum ersten Male dastehen, dann habe ich für den Anfang nur aufzupassen, daß sie nicht, was zum Trinken gegeben werden soll, einreiben und was ich ihnen zum Einreiben in die Hand drücke, mit unbeweglichem Gesicht zum Trinken verabreichen. Nach und nach kennen sie sich unter den Pudern, Salben, Fläschchen und Flaschen einigermaßen aus, so daß ich besser mit beiden Augen und Ohren der Eintretenden Not anhören und überblicken kann.

Heute humpelt als Erste ein Weiblein herein, das mir des Längen und Breiten erklärt, wie sein ‚nam a bulu‘, sein ‚Tier der Nacht‘, in seinem Körper wandere und wo es am häufigsten und längsten sich aufhalte. Es ist damit ein hartnäckiger Rheumatismus gemeint, der nach Aussage der Patientin schon jahrelang in ihrem Körper sein Unwesen treibe. Und jetzt wird mir auch noch erklärt, wieviel Medicinen schon angewandt worden seien, natürlich alle erfolglos. Als letztes sollen nun auch die meinigen noch ausprobiert werden. So huldvoll wird mir dies nahegelegt, daß ich, wenn ich nicht meine Leutchen zu gut kennen würde, beinahe in Versuchung kommen könnte, für das mir erwiesene Vertrauen zu danken. Es macht dem Fraueli Eindruck, daß sein Name und die Geschichte seiner Krankheit in ein Buch eingetragen wird und daß es zum Schluß noch eine Karte erhält, die es bei jedem Besuch in der Poliklinik vorweisen soll. Diese Karte scheint also sehr wichtig zu sein und es will dieselbe gut aufbewahren. Es knüpft daher sein Kopftuch auf und wickelt den neuerstandenen Schatz sorgfältig hinein.

Nicht alle dürfen so lang und umständlich behandelt werden, wie diese Nummer eins, sonst blieben die Letzten bis zum Nachmittag sitzen. Und es sind ja immerhin noch etliche „Neue“ da, die ebenfalls Anspruch erheben, ihre ‚Geschichte‘ recht gründlich vorzutragen. Die folgenden, meist Kinder mit juckenden Ausschlägen und eiternden Tropengeschwüren, nehmen meine Helferinnen in Behandlung. Während sie die eine mit Watte, Benzoin, Chinisol oder Öl, je nach Bedürfnis, erst einmal sauber macht, fragt die andere nach den Medikamenten, die das einzelne erhalten soll und dann gibt sie sich Mühe, auch jedem einen möglichst schönen Verband anzulegen. . .

Und jetzt kommt Mara, meine kleine Freundin. Sie ist etwa

zwei Jahre alt und ihre großen, wissenden, traurigen Augen passen nicht in ein Kindergesicht. Ja, es scheint, als ob auf diesem Gesichtlein jegliches Lächeln erstorben wäre. Ihr Körperchen ist zum Skelett abgemagert, Bäuchlein und Füßchen jedoch sind aufgedunsen und mit Wasser gefüllt. Ein Opfer der Wurmkrankheit. Dazu ist die Kleine am ganzen Körper von einem eiternden, juckenden Ausschlag geplagt. Maras Mutter ist seit Monaten tot. Es freut mich, zu sehen, wie ihr Vater, mehr als es sonst der Schwarzen Art ist, versucht, dem kranken Kinde die fehlende Mutter zu ersetzen. Ich kann es ihm ja nicht verdenken, daß das Feglein Stoff, das an Maras Körperchen hängt, von Schmutz starrt und so gar nicht mehr nach einem Kleidchen aussieht. Und was weiß schließlich ein Mann von der Ernährung des kleinen und zudem noch kranken Kindes! Wie weit meine täglichen Bemühungen, ihm darin das Allernötigste beizubringen, etwas nützen, kann ich nicht beurteilen, denn leider muß ich Vater und Kind nach jeder Behandlung wieder heimgehen lassen in ihr Dorf, das eine Stunde von Viktoria entfernt liegt. Was würde ich dafür geben, einen geeigneten Raum zu besitzen, um darin meine Mara und noch viele ihrer Leidensgefährten pflegen zu dürfen! Wie wohl tut es, zu sehen, wie sie jeden Morgen darauf wartet, daß ihr eiterndes Körperchen gereinigt und mit kühlendem Öl betupft werde. Ihre Armchen streckt sie immer so hin, daß ja jedes Fleckchen das Seinige erhalten kann.

Ebenso dankbar ist auch der Vater. Viel Worte macht er nicht darüber. Aber nach jeder Behandlung wickelt er sein Töchterchen in das Tuch, das er zu diesem Zweck aus unserm Wäschschrank erhalten hat. Dann zieht er ganz befriedigt ab. — Wie lange er sein Kind noch wird bringen können? Langsam zeichnet sich der Tod in Maras Gesichtlein ein. Die Würmer haben zu sehr in

ihrem Körperchen überhand genommen und zu sehr ihr Blut verändert, als daß ihr noch geholfen werden könnte. Der Hirte aller Schwachen und Elenden wird dies sein kleines Schäflein bald zu sich holen, um es auf ewig von seiner Krankheit genesen zu lassen. . .“

Mitten aus solch unermüdlichem und täglich notwendigem Samariterdienst heraus heißt es für Schwester Elise jedoch immer wieder ihr Kofferchen packen und über Land reisen, um etwa einer deutschen Pflanzersfrau, die ihr Kindchen erwartet, beizustehen. Manchmal gilt es auch, erkrankte Missionsgeschwister auf einer andern Station zu pflegen. Sie tut es mit Freuden, wenn es ihr zugleich auch ein Schmerz ist, daß unterdessen auf der Station so viel Arbeit ungetan bleiben muß und so manche Kranke seufzend ihrer Rückkehr harren müssen. Sind doch in der Umgebung von Viktoria auch so viel gebrechliche Alte, die unentwegt warten, daß Schwester Elise zu ihnen in ihre Hütte komme, weil sie sich nicht mehr bis zur Missionsstation schleppen können.

In einem späteren Briefe schildert sie in ihrer innig-schlichten Art, wie sie als Trostgängerin zu ihren Alten und Schwerkranken kommt, denen sie meist nur die Abende widmen kann. „. . . Manchmal vergehen Tage, bis ich es möglich machen kann, sie zu besuchen. Das liegt mir dann stets wie eine Last auf der Seele und mir ist, als ob ich nur die Hälfte meiner Arbeit ausgeführt hätte. . . Da ist gleich ein paar Minuten hinter unserer Station ein altes, zitterndes Weiblein, das eben erst von schwerer Krankheit sich wieder etwas erholen darf. Einsam liegt es zwischen seinen vier Wänden, die aber den großen Vorteil haben, daß sie wenigstens dicht sind und nicht überall Regen und Wind durchlassen. Das Haus, in dem es sich ein dunkles Hinter-

zimmer gemietet hat, muß einst von einem reichen Schwarzen gebaut worden sein, denn es ist gemauert und hat auch ein Wellblechdach. Es muß wohl einmal schön gewesen sein, aber in Afrika ist ja bekanntlich alles viel schneller als anderswo dem Verderben ausgesetzt, und so zeigt auch dieses Haus seit langem da und dort bedenkliche Spuren des Verfalls. Wir turnen über baufällige Stufen hinweg und lassen uns von dem Geruch nach alten, muffigen Kleidern, nach Palmöl, Seife, Tabak, Stockfischen und was da mehr in friedlichem Durcheinander zu finden ist, nicht zurückhalten. Unser Fraueli gehört in gesunden Tagen nämlich zu denen, die am Wege sitzen und ihre Waren feilhalten, um damit ihren kärglichen Unterhalt zu verdienen. Vor Jahren ging es besser mit diesem Geschäft, nun, da die Körperkräfte erschreckend abgenommen und zudem sich links und rechts noch Konkurrenzverkäufer eingefunden haben, werden der Einnahmen immer weniger und das eigene Mahl ist oft gar kärglich, denn immer nur von dem zu essen, was ja eigentlich verkauft werden sollte, das ist doch auf die Dauer nicht zulässig. Und wie dann in diesem Jahr die Regenzeit so richtig einsetzte und unter Alten und Kranken reiche Ernte hielt, so traf's diesmal auch unser Mütterchen und die Krankheit wollte kaum wieder von ihr lassen.

Als ich zum ersten Male zu ihr gerufen wurde, da hatte sie schon zwei Wochen lang in hohem Fieber dagelegen. Sie war so schwach geworden, daß sie mich kaum erkannte. Es war nicht leicht, sich mit ihr zu verständigen, denn da sie eine Fremde hier ist, versteht sie kaum ein Wort Duala und das, was sie sich in Englisch angeeignet hat, das steht auch wiederum in keinem Wörterbuch. So war es nicht immer einfach, sich aus diesen komischen Brocken etwas Ganzes zusammenzusetzen. Dann war

auch niemand da, der sie regelmäßig versorgt hätte. Ließ ich Medizin dort, dann konnte ich mit ziemlicher Sicherheit damit rechnen, sie andern Tags noch kaum berührt wieder anzutreffen, denn die Kranke war zu schwach, sie selber einzunehmen. Zweimal im Tage gingen meine Medizinhelferinnen hin, das Nötigste zu besorgen. Mit welcher Freude kamen sie eines Tages, mir zu melden, daß es nun doch besser zu werden scheine. Langsam war das Fieber gewichen; der böse Husten, die stechenden Schmerzen, alles war besser und erträglicher geworden. Und wenn wir heute zu ihr hinkommen, dann geht ein dankbares Strahlen über das liebe runzelige Gesicht. Ihre Hand zeigt nach oben, denn sie weiß, daß die Hilfe ihr von dorthier geworden ist. Noch erlauben ihr ihre zitternden Knie kaum zu stehen, geschweige denn, daß sie gehen könnte. Aber jammern will sie nicht; nein, sie hofft es ganz bestimmt, sie dürfe nach einiger Zeit wieder über ihre wacklige Treppe sich hinunterwagen, um ihre Arbeit aufzunehmen. . .

Die lange Straße, auf der wir nun weitergehen, ist links und rechts mit Königspalmen bepflanzt. Ihre Kronen, die ursprünglich grün und buschig sich im Winde gewiegt hatten, sind zerzaust und dürr geworden. Daran tragen die Webervögel Schuld, die in Scharen sich in dieser luftigen Höhe ihre Nester bauten. Hoch über unsern Köpfen fliegen sie auch jetzt hinweg und ihr Pfeifen und Schreien stellt selbst die ansehnlichste Schar Spazier mit dem denkbar besten Organ in Schatten. Links schwenken wir ab und gehen über den Marktplatz. Da und dort sitzen oder liegen noch einige lässige Händler neben ihrem bißchen Kram, den sie nicht nur zur Zeit des Marktes, nein, Tag für Tag hier feilbieten. In der Markthalle, bestehend aus etlichen Steinsäulen und einem soliden Wellblechdach darüber, haben

sich einige Schneider hingesezt und rattern mit ihren Maschinen drauflos, als gälte es, an einem Tage alle Aufträge zu erledigen. Spielende, lärmende Jugend treibt sich natürlich auch da herum und hilft mit, daß der Marktplaz stets voller Rufen und Leben ist.

Wir lassen ihn nun hinter uns und biegen in ein Seitensträßlein ein, um schnell nach einer Wöchnerin zu sehen, die eine vor kurzem erfolgte sehr schwere Geburt hinter sich hat, an deren Folgen sie heute noch leidet. Gottlob, es geht ihr besser und ihr Mann weiß gar nicht, womit er seinen Dank in genügender Weise bezeugen soll. — Wie wir wieder ins Freie kommen, hat sich eine Kinderschar angesammelt, die uns grüßen möchte. Es sind zum Teil Kinder, die einmal in unserer Poliklinik behandelt worden sind. Nun strecken sie uns ihre Händchen entgegen, die ja wohl nicht immer sauber sind, die aber doch, wie alle Kinderhände, so viel Wärme und Liebe ausströmen. Ein Stück weit begleitet uns die Schar, dann verliert sie sich wieder in ihr kindlich frohes Treiben. . .

Ehe wir jedoch den Heimweg antreten, wollen wir noch rasch nach drei kranken Weiblein sehen, die zusammen in einer Hütte ganz nahe am Waldessaum wohnen. Ihr nächster Nachbar ist ein Aussäziger, der gerade vor seinem Häuschen steht, wie wir vorbeikommen. Die böse Krankheit hat an seinem ganzen Körper Spuren hinterlassen. Sein Gesicht ist entstellt, aber am meisten sind wohl seine Füße mitgenommen. Hier fristet er nun sein einsames Dasein. Wie wir auf die Hütte am Waldesrand zusteuern, kommt uns Maria Nyaleke entgegen mit einem Gefäß voll Wassers. Sie ist eine unserer Kirchenältesten oder Gemeindemutter, ist selber sehr oft krank und schwach und lebt seit dem Tode ihres Mannes in sehr dürftigen Verhältnissen.

Aber Mutter Maria weiß immer, wo im Dorfe Not eingekehrt ist, wo Kranke und Schwache der Hilfe bedürfen. Soviel sie kann, hilft sie selber, wo es über ihr Können geht, da läßt sie mir sagen, ich solle gelegentlich bei ihr vorbeikommen, sie wolle mich dahin führen, wo Hilfe not tue.

Hier treffen wir sie an, wie sie den drei Kranken an der Quelle, hinten im Walde, Wasser geschöpft hat; denn keine der drei wäre imstande, es selber zu tun. ‚Ich sorge für meine Kranken,‘ sagt sie ganz einfach und geht mit ihrer Last vor uns ins Haus. Durch die Türöffnung kommt uns ein Räuchlein entgegen, und Likove, die gerade etwas besser dran ist als die beiden andern, müht sich ums Abendessen. Eigentlich gehören nur zwei hier in dieses Hüttchen. Die Dritte hat früher bei ihren Verwandten gewohnt. Als diese dann alle weggestorben waren, da wußte Luise, die Blinde und Kranke, nicht, wohin nun ihr Weg führen werde. Unsere Beiden, wohl durch Maria Nyaleke von dieser Not unterrichtet, fragten nicht lange, ob ihr kärglich Brot wohl immer auch für drei reichen würde. Sie öffneten der Blinden Herz und Thür, und ich glaube kaum, daß sie es verspüren muß, daß sie eigentlich gar nicht hieher gehört. — So darf man, trotz allen Mängeln, die in unsern Christengemeinden zu finden sind, doch auch immer wieder auf verborgene Früchte des Glaubens und der Liebe stoßen. Wie oft schon ist es vorgekommen, daß ich nach einem Besuch im Dorf reich ‚beschenkt‘ den Heimweg angetreten habe, und daß diese Armen und Kranken mir eine stille, wortlose Predigt gehalten haben.

Auf dem Heimweg ruft uns noch einmal jemand an. Es ist Mutter Limunge. Sie nöthigt uns dringend, auch bei ihr einzukehren. Ihr Hüttchen ist immer schön sauber aufgeräumt, und sie stellt uns sogar einen Stuhl hin, damit eines von uns sich

darauf setze. Seit Jahren hat sie ein tieffitzendes, eiterndes, oft sehr schmerzgendes Geschwür an ihrem Bein. Schon viel hat sie probiert, aber alle Kunst scheint diesem hartnäckigen Ding nicht gewachsen zu sein. Wie ich heute nach ihren Schmerzen frage, da zieht sie ihre Schultern hoch und sagt: ‚Weißt du, frage lieber nicht mehr darnach. Mit diesen Schmerzen habe ich mich nun abgefunden. Sie werden mich wohl nie mehr verlassen. Mein eiterndes Bein geht sicher mit mir ins Grab hinein. Aber das tut ja weiter nichts und je mehr ich hier darunter zu leiden habe, um so mehr freue ich mich darauf, daß auch ich dereinst werde auferstehen dürfen mit einem neuen Leibe.‘ Wie strahlte es über ihr liebes Gesicht, als sie von dieser Freude, von dieser Hoffnung sprach. — Ob nicht auch sie uns allen etwas zu sagen hat?

Nun lassen wir uns aber weiter nicht aufhalten, sondern beeilen uns, wieder auf die gerade Straße der Palmenallee zu kommen. Da es Abend geworden ist, treffen wir dort viele, die ins Dorf gehören und nun auch dorthin zurückkehren. Die meisten tragen auf ihrem Kopf eine Last. Da begegnen wir Frauen mit Holz, Kindern, die Wasser geschöpft haben, Männern, die vom Fischfang heimkommen. Es gibt mehr zu sehen und zu hören auf dieser Dorfstraße auf dem Heimweg als auf unserm Hinweg. — Mit einem Male werden wir aus unserm Beobachten und Betrachten herausgerufen. Wir haben es nicht sofort verstanden, daß dies Rufen uns gilt, aber unsere Magdalena läßt sich nicht abhalten, uns zu grüßen. Eine schwere Bürde Holz trägt sie auf dem Rücken. Verwundert bin ich, daß sie mit ihren Wunden an Händen und Füßen noch selber für ihr Holz sorgen kann. Magdalena ist eine unserer Christenfrauen. Leider hat auch ihr der Ausfall übel mitgespielt. Nun

hofft sie aber fest auf Besserung durch die Spritzenkur, die sie seit einiger Zeit bei mir angefangen hat. O ja, wenn man nur überall und allen helfen könnte!“ — —

IV.

Nach drei segensreichen Arbeitsjahren darf Schwester Elise im Februar 1934 wieder in der Heimat Erholung suchen. Schneller als erst geplant, hat sie die Überfahrt machen müssen, wartet doch ihr alter Vater schwer krank und pflegebedürftig ihres Kommens. Und sie sieht eine besondere Gnadenführung Gottes darin, daß sie gerade an d i e s e m Krankenlager — bis zuletzt — noch liebend und helfend alles tun kann, was in ihren Kräften steht.

Nach dem Heimgang ihres Vaters sind es dann wieder kostbare Wochen des Ausruhens nach Leib und Seele, die sie im Tropengenesungsheim in Lübingen verbringt. Einer ihrer Briefe aus jener Zeit sagt uns etwas hievon: „. . . Es geht mir gut, wenn ich auch körperlich vielleicht langsamere Fortschritte mache, als mein Ungestüm es wünschen möchte. So viel Frohes darf ich erleben; das wird mich lange segnend und stärkend begleiten. Mir ist oft, als hätte Gott selbst in diese stillen Wochen hinein seine ganze Liebe, seinen ganzen Reichtum gelegt, als hätte er gesagt: Da, nimm, isß und trink und werde satt, vergiß es aber auch nie wieder, auch dann nicht, wenn ich deinen Fuß wieder in die Dürre und Einöde führen muß! — Wir können ja nicht immer solche Höhenwege geführt werden, es muß von Zeit zu Zeit wieder in die Tiefe gehen. . .“

So erquickend die Rast und das Umgebensein von Liebe und Fürsorge für Schwester Elise auch war, so wurde doch das

Heimweh nach ihrem schwarzen Völklein von Tag zu Tag mächtiger in ihr. Voll jubelnden Dankes ist ihre Seele, wie sie sich im Herbst 1935 zur dritten Ausreise rüsten darf. Ihre Abschiedsgrüße an die Missionsfreunde in der Heimat geben ein lebendiges Zeugnis davon: „. Es ist Gnade, unverdiente Gnade,“ versichert sie in Demut, die für ihr Wesen so bezeichnend war. „Ich weiß, daß ich in keiner Weise zur Arbeit und Aufgabe geschickt bin, die dort draußen meiner wartet. Aber weil ich auch das andere weiß und es schon hundertfach erfahren habe, daß er, der uns aufs Missionsfeld hinausendet, auch täglich, ja stündlich darreicht, was wir nach Leib, Seele und Geist zum Dienst bedürfen, daß er uns hält und erhält und auf seinen Wegen leitet, darum gehe ich hin mit einer tiefen Freude, einem frohen Danken im Herzen; denn er bleibt derselbe, gestern und heute und in Ewigkeit. . .“

Und in einem ihrer Briefe aus jenem Zeitabschnitt schreibt sie von der „denkbar besten Dienstausrüstung“, die sie am Sterbebett des geliebten Vaters empfangen und von ihrer Freude, das ihr zuteil Gewordene nun auch ihren Schwarzen weitergeben zu können. — Diese letzte, reifste Epoche ihres Wirkens bringt sie dann auch tatsächlich nicht nur ihren Kranken und Elenden, sondern dem ganzen Volke als solchem näher denn je zuvor. Das Ringen der Liebe, das sie auf sich genommen hat, wird zu einem Sicheinsetzen, dem kein Preis zu teuer. Was sie gelegentlich über die Gottesvorstellungen des um sie lebenden Stammes der Bakwiri zu berichten weiß, zeigt, wie tief sie einzudringen vermochte in diese fremden Welten und wie ernst ihr Bemühen war, auch durch solche Kenntnisse einen Weg zu den Herzen der Heiden bahnen zu können. Ihr Verlangen geht mehr und mehr dahin, mit den ihr Unbefohlenen in Freuden und

Leiden innerlich zu verwachsen, — ihnen im wahrsten Sinne des Wortes eine Mutter zu werden.

Ein liches, ja adventliches Freuen strahlt aus all ihrem Tun und Sagen, ein weihnachtlicher Glanz auch aus dem liebend erfüllten und innig-zart gezeichneten Bild der Mutter Enange, das so viel herzpochendes Warten auf ihres Königs Kommen verrät:

„Eine schwarze Haut hat sie und wohnt unter Afrikas Sonnenglut. Mit dem Evangelium ist in ihrer Hütte eine neue Zeit angebrochen und es ist, als ob selbst das Trostlose ihrer Behausung seither mehr Freude ausstrahlen würde auf alle, die hier ein- und ausgehen. Es sind ihrer viele, die dies tun, denn Mutter Enange wird nicht nur von ihren Kindern und Enkeln aufgesucht, sie ist auch eine Mutter der jungen Christengemeinde, die in ihrem Dorf Wurzel gefaßt hat.

Heute ist ihr niedriger, enger Hütteneingang mit Palmzweigen und Blumen geschmückt — denn es will ja Weihnachten werden, und Mutter Enange will ihr Häuslein schmücken und bereithalten, daß der hohe, heilige Gast einziehe — sie will mit leuchtend roten Blüten es ihrer Umgebung kund tun, daß sie auch zu ihr gekommen sei, die große, große Freude, die allem Volke widerfahren soll. Sie ist schon alt und lernt nicht mehr mit der Leichtigkeit, wie ihre Enkel es tun — aber das läßt sie sich nicht nehmen, daß sie nicht auch das ganze Weihnachtsevangelium, die Geburtsgeschichte ihres Herrn, an seinem Tage, ihm zum Gruß und Dank hersagen könnte, wie ihre Kinder es tun werden. Und sollte sie allein nicht mit einstimmen können, wenn die Gemeinde im Gotteshaus ihre frohen Weihnachtslieder singt? Lesen kann sie nicht, aber sie läßt es sich vorsagen, wieder und wieder, was sie lernen und wissen, läßt es sich vorsingen, was ihr dünngewordenes Stimmlein auch mitjubeln

will. Und er kommt, der hohe Freudentag! Weihnachten in Afrika! Schwül und heiß liegt schon der Morgen in den Hütten, über Busch und Palmen — der Mittag lähmt mit seiner Glut alles Leben und noch am Abend ist kein Lüftchen da, welches das Drückende lösen möchte. Enange spürt es nicht. Mit dem singenden Chor steuert sie dem bescheidenen Dorfkirchlein zu, dessen Armut und Blöße heute mit Palmzweigen, Kränzen und Blumen verhüllt ist. Es weist weder Altar noch Kanzel auf. Im Vordergrund steht ein Tisch. Ein einfaches, weißes Tuch deckt ihn. Zwei Flaschen stehen darauf, die als Blumenvasen dienen. In ihren engen Hälften stecken saftige Stengel, die leuchtende Blüten tragen. — Die Kirchenbänke sind aus Stecken und Pflocken gemacht. Letztere sind fest in den Erdboden eingerammt, so daß es schwer fallen würde, diese Sitzgelegenheiten irgendwie zu verschieben. Der Dorflehrer, der zugleich Prediger ist, hat auf grauen Papierbogen mit großen, farbigen Buchstaben den Spruch gemalt, den er als Predigttext ausgewählt hat und den er heute seiner Gemeinde tief ins Herz hineinlegen möchte. An der Vorderwand, über dem Tische, allen sichtbar, da leuchtet's farbenfroh der Gemeinde entgegen: ‚Siehe — dein König kommt zu dir!‘ Wer versteht es besser, als unsere Mutter Enange, was der Prediger darüber sagt, was es auch bedeutet, wenn der König kommt, wenn der König kommt! Kann sie denn genug dafür danken, daß sie diese Kunde noch erleben durfte, daß diese frohe Botschaft ihren Lebensabend erhellen und ihre Füße, die so lange in Ungewißheit und Dunkel, ja in Furcht und Zagen, tastend vorwärtsgehen mußten, nun gewiß und froh wandern läßt, dem einen, letzten, großen Ziele entgegen! Mögen sie nun immer mehr kommen, die Beschwerden des Alters, mag ihr Augenlicht schwächer werden, mag ihr

Körper vertrocknen, ihr ist, als ob dies alles ihr nun nicht mehr bange machen dürfte, denn er, dessen Tag sie heute feiert, wird kommen, wird ihre Hand, die sie ihm ja schon hingereicht hat, fester fassen — ja, sie weiß es, ihr wird sein wie einer Träumenden, wenn sie es aus seinem Munde vernehmen wird:

„Enge komm — siehe, dein König kommt heute zu dir.“

*

— — „Dem einen, letzten, großen Ziele entgegen —“ Als Schwester Elise dies schrieb, hatte wohl ein sehnsüchtiges Ahnen in ihrer eigenen Seele leise die Schwingen geregt. Und er, dem sie in stündlichem Bereitsein auf sein Kommen ihre Hand schon hingereicht, nahte sich, um sie fester zu fassen. . . Sein Ruf kam noch einmal zu ihr — und diesmal zur Nachfolge ins Leiden. — —

Erst schien es, als lege sich nur ein vorübergehender Schatten auf dieses fröhliche, rastlos schaffende Leben, als Schmerzen und Müdigkeit es lähmen wollten. Doch dann wurde es offenbar, daß Gott sie, die selbst so viel Linderung und Hilfe in die Hütten ihrer Kranken getragen, nun in bittere Not des Leidens hinabsteigen ließ, um sein Werk in ihr mit formender Meisterhand auszugestalten und zu vollenden zu seiner Verherrlichung.

Sie hielt sich aufrecht, so lange sie es irgend vermochte. Mitte September 1936 aber ging es nicht mehr weiter; sie mußte sich legen, und der Arzt stellte eine Entzündung des Nierenbeckens fest. — Wie sie sich innerlich mit solchem Brachgelegtsein auf längere Sicht abgefunden, wie sie es gelernt, bei all der drängenden Fülle der Arbeit, geduldig auszuharren, weiß wohl nur Gott allein. Doch läßt uns ein Brief, den sie in jenen Tagen nach Siebenbürgen schrieb, einen tiefen Blick in ihre Seele tun, wenn sie da gesteht: „Wie habe ich mir im vollen

Glück meiner Arbeit so oft gewünscht, Zeit und Möglichkeit zu haben zum Erzählen! Zehn Monate bin ich nun wieder in meinem lieben Kamerun, auf der meerumrauschten Station Viktoria. O, es war wie ein Heimkommen! — Und mit welcher Liebe und Treue haben mich meine Weiblein wieder aufgenommen. Rückblickend auf meine reiche, schöne Arbeit, bewegt mich tiefes, inniges Danken, — und stammelnd muß ich es bekennen, daß ich nicht wert bin all der Barmherzigkeit und Treue, die ich täglich, ja stündlich von meinem Heiland erfahren darf. Damit ich noch tiefer in dies Danken hineinkomme, hat er mich jetzt in die Stille geführt. Seit drei Wochen liege ich mit einer Nierenbeckenentzündung im Bett . . . Was in diesen drei Wochen liegt —! Schon immer wußte ich, daß wir einen lebendigen, gegenwärtigen Herrn haben, aber diesmal ist mir das Geheimnis des Leidens in der Mission um ein Beträchtliches mehr enthüllt. Ich sehe nichts als Liebe und Segen und verspüre einen tiefen, stillen Frieden.

Und nie war ich unsern Christen hier fester verbunden als in dieser gemeinsamen Not. Wie wohl tut mir ihre Liebe, ihr Mittragen, — wie stählt ihre Fürbitte! Wenn Du sie sehen könntest, all die armen, alten Kranken, die Kinder, die da kommen, sich nach meinem Befinden zu erkundigen, wenn Du ihr kindliches Beten und Bitten um meine baldige Genesung hören könntest! Du würdest es verstehen, wenn ich gerade jetzt es allen sagen möchte, die noch zögernd am Wege stehen, daß es herrliche Wahrheit ist, was das Missionslied so schön ausdrückt:

Es ist kein Preis zu teuer,
 es ist kein Weg zu schwer,
 zu streun dein Liebesfeuer
 ins weite Völkermeer . . .

.. In drei Wochen wird Fräulein Sarasin, die eine Inspektionsreise macht, hier sein. Welche Freude! Ob ich wohl bis dahin aufstehen darf? — Ich will alles Sorgen und Fragen ihm überlassen, der mich bis hieher so wunderbar und herrlich geführt hat . . .“

— Sie konnte nicht aufstehen und nicht dabei sein, als das Schiff ankam, das Fräulein Sarasin nach Viktoria brachte. Nur in der Abgeschlossenheit ihres Stübchens durfte sie — schon eine Schwerkranke — die so sehnlich Erwartete begrüßen. Dies Wiedersehen, es fiel nun ganz anders aus, als sie es sich vorgestellt hatte.

Vorübergehend schien es, als wolle noch einmal eine Besserung in ihrem Zustande eintreten, doch dann folgten um so heftigere Anfälle von Schmerzen, die das wahre Gesicht der Krankheit mehr und mehr enthüllten: Nierenschrumpfung. Damit war, nach menschlichem Ermessen, auch die letzte Hoffnung auf Heilung dahin und der Ansicht des Arztes nach konnte es sich nur noch um eine kurze Wegstrecke für die Leidende handeln, um Wochen, vielleicht auch um wenige Tage nur. — Ihre Kräfte nahmen ganz sichtlich ab. Sie selbst war sich völlig klar darüber, wie es um sie stand. Vor allem war sie innerlich bereit, Arbeit und Leben in ihres Gottes Hände zu befehlen und, wenn es sein Wille sei, sie so bald heimzurufen, ihm freudig zu folgen. Allein der Gedanke an die Hilfsbedürftigen, die sie zurücklassen mußte, erfüllte sie immer aufs neue mit Schmerz.

An eine Heimreise konnte nun nicht mehr gedacht werden, und Schwester Elise hätte ihr geliebtes Kamerun, an dem sie mit allen Fasern ihres Herzens hing, auch wohl nicht mehr verlassen wollen. Sie äußerte mehr als einmal, wie schön es doch eingerichtet sei, daß sie nun auf ihrem Wirkungsfelde abberufen

werde und daß ihr Leib bei denen solle ruhen dürfen, zu denen Gott sie gesandt.

Noch aber war das Maß ihrer Leiden nicht erfüllt. Die Schmerzensanfalle, die immer häufiger wiederkehrten, wurden so qualvoll, daß ihre Glieder darunter einzeln abzusterven schienen und ihr Herz nur noch zitternd seine Arbeit tat. Und doch mußte sie von solchem Wandern im finstern Tal immer wieder zurück ins Leben, das nur noch ein einziges Sterben für sie war. Um zu diesem bitteren Kelche „ja, Vater“ sagen zu können, galt es für ihre Seele noch manchen Kampf auszufechten. Unter Tränen sagte sie denen, die sie mit ihrer Liebe und ihrem Helfen umgaben, davon.

Frau Missionar Lipp schreibt über jene Tage an Schwester Elises Schmerzenslager: „. . . Das war so schwer für sie, daß, wenn alles schon vorüber und sie kaum mehr zu atmen schien, es sie wieder zurückzog; und sie wollte doch so gerne gehen. . . Doch, tapfer wie sie war, faßte sie sich meist schnell wieder und war dann bereit, jede Schmerzensstunde, die ihr der Herr noch schickte, zu durchleiden. . .“

So war es denen, die sie pflegten, wunderbar zu sehen, wie Gott sie zubereitete und wie er ihr in den schwersten Augenblicken immer ganz spürbar am nächsten war. Selbst das leise physische Todesbangen, das sie angeweht, wich völlig von ihr. Strahlenden Auges sagte sie zu ihren Pflegerinnen einmal, daß Gott ihr in einer ihrer Leidensnächte seine Engel gezeigt habe, die zu Enden ihres Grabes ihrer warteten, und daß sie nun die dunkle Erde nicht mehr zu fürchten brauche.

Mit ihrem Lieben und Denken umging sie jedoch, auch mitten in solch selbigem Losgelöstsein, ihr schwarzes Wölllein in Viktoria noch mit ganzer Seele. „Ich möchte nur noch einmal für vierzehn

Tage gesund werden," äußerte sie gegen Missionar Ittmann, wenige Tage vor ihrem Heimgang, „damit ich in all die Hütten gehen könnte, um allen zu sagen, wie herrlich es ist, ein mit Gott versöhntes Gewissen zu haben; welch Glück es ist, mit dem Heiland in die Ewigkeit gehen zu können!“ — —

Und dann zogen die Gluthen der Schmerzen sie im Geiste doch immer sehnlicher hinweg von dieser Erde. Unter der verzehrenden innern Hitze, von Durst gequält, formten ihre Lippen leise, kaum hörbar die Liederworte: „. . . Wo das Lebenswasser quillt, das den Durst auf ewig stillt . . .“ Und immer wußte sie die noch zu trösten, die mit ihr leiden mußten, ohne ihr Linderung verschaffen zu können: „Ach, schaut nicht auf meinen leidenden Körper und das Ringen mit dem Atem. Wenn ihr nur den Frieden meiner Seele sehen könntet!“

Die Schmerzensanfälle wurden endlich schwächer und seltener, konnte ihnen doch der Körper keine Kräfte des Widerstandes mehr entgegensetzen.

Und in einer gnädigen Stunde des Aufatmens und der Stille wurde Schwester Elise noch einmal die Kraft geschenkt, ihren Lieben daheim ein letztes Abschiedswort und Grüße zu schreiben. Wie hell und ungetrübt die göttliche Freude in ihrer Seele brannte, geht aus dem Lobgesang dieses letzten Briefes überwältigend hervor. „. . . Ihr dürft nicht zu sehr um mich trauern, denn mein Leben war so reich, so reich und schön, daß ich es voller Dank in Gottes treue Waterhände zurückgebe. Ich kann nur danken und anbeten, weil mein Herr und Heiland alles so wunderbar geführt hat . . .“ — — „Weinet nicht um mich, mir ist das Loos aufs Lieblichste gefallen," kann ihre Seele jubeln, inmitten der sich verdichtenden Todeschatten, denn sie fühlt sich getragen, sie sieht sich

durch Gottes gnädige Führung bewahrt vor langem Siechtum, sie empfindet die Liebe und Fürsorge der Missionsgeschwister um sich als kostbares Geschenk. Und sie steht ja mitten drin im Wundererleben, weil sie dies alles noch niederschreiben darf, wo sie, wenige Tage vorher, die Finger nicht mehr zu regen imstande gewesen war.

Auch in diesen Augenblicken des Abschiedes von ihren Nächsten, steht ihres Herrn Bild allein groß und wirklich vor ihren Augen, so daß sie nicht anders kann, als ihn rühmen: „. O, es ist so schön in seiner Nachfolge!“ — „Danket mit mir, ihr meine Lieben!“ so bittet sie noch über dem plötzlichen Müdewerden. Und wie ihr die Kraft ausgehen will, fügt sie, wohl mit zitternder Hand, hinzu: „. Jetzt ist es genug, ich kann nicht mehr weiterschreiben. . . aber wenn auch der Körper zerfällt, die Seele freut sich ihres Herrn und Erlösers und weiß, daß es aus Tod und Grab ein Auferstehen gibt, ein Weiterleben im Licht! . . .“

Ihr Lebensflämmchen sank, nach diesem letzten, hellen Aufblühen, leise in sich zusammen. Das hoch ansteigende Fieber raubte ihr in den letzten Tagen zeitweise das Bewußtsein. Ihre Seele aber wandelte wohl schon die Straße des ewigen Lichtes. . . „Daß ich fröhlich zieh hinüber, wie man nach der Heimat reist . . .“ war ihr Wort des Scheidens an die, die um sie waren im letzten Ringen. — —

Am Vormittag des 19. November 1936 schlug ihre Erlösungstunde. Ihr König kam, um sie, die ihm an seinen Geiringsten in so großer Freude und nimmer ermüdender Liebe gedient, heimzuholen in die Herrlichkeit, die ihr „nach den Leiden dieser Zeit“, wie verheißen, sollte offenbar werden.

Noch am gleichen Abend mußte sie beerdigt werden. Eine große Trauergemeinde von Weißen und Schwarzen gab ihr das Geleit. Doch war ihr Wunsch und Bitten gewesen, daß an ihrem Grabe jegliches Lob vermieden, daß vielmehr die gewaltige Botschaft vom Vergehen und Auferstehen nach I. Kor. 15 verkündet werde:

Es wird gesät verweslich —
und wird auferstehen unverweslich.

Es wird gesät in Unehre —
und wird auferstehen in Herrlichkeit.

Es wird gesät in Schwachheit —
und wird auferstehen in Kraft.

Der Tod ist verschlungen in den Sieg.

Tod, wo ist dein Stachel?

Todesreich, wo ist dein Sieg?

Dank aber sei Gott, der uns den Sieg gegeben hat
durch unsern Herrn Jesus Christus. Amen!

